

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher neue Zeitung. 1947-1949 1947

5 (24.12.1947) Das Fenster



BEILAGE „SÜDDEUTSCHE ALLGEMEINE“ Nr. 5

Zum Weihnachtstfest erscheint unser Signum festlicher als sonst. Sterne blicken durch romanische Bögen und grüßen den Leser. Es weht ihm nicht die übliche Weihnachtsgeschichte durchs Fenster, aber, er wird finden, daß sie ihn angeht.

In der Nacht vor Heiligabend, am dritten Tag seiner Flucht aus dem Transportzug, gelangte Lehnert an die Zonengrenze. Lehnert ging über die Grenze, und sie bekamen ihn nicht. Alles, was er von der Grenzkontrolle bemerkte, waren die heiseren Zurufe der Posten auf dem Damm, während er mit hochgekrempelten Hosen im Wasserlauf nach drüben watete. Das Wasser in seinen Schuhen war von schneidender Kälte, und als er drüben aus dem Wasser stieg und auf dem Uferpfad weiterging, hatte er im Nu herrlich feuchtwarme Füße.

Der Marsch dauerte einige Stunden, aber er verspürte keine Müdigkeit, als er in N. ankam. Er kletterte außerhalb des Bahnhofs auf einen Wagen und fuhr im eisigen Fahrtwind sitzend und mit einem kleinen Rest Weißbrot in der Tasche den ganzen Tag bis hinauf nach X. Der Zug fuhr langsam und hielt häufig an; aber er verspürte den ganzen Tag über keinen Hunger und keinen Durst, nur die Kälte und der Fahrtwind machten ihm zu schaffen; und als es zu dunkeln begann, fühlte er, wie ihn eine niedergeschlagene Stimmung überkam.

Als er in der Ferne die Lichter von X. sah, sprang er dicht bei einem Vorort vom langsam fahrenden Zug und überquerte mit steifen Beinen das Bahngelände und ein paar gefrorenen Aecker, bis er an eine Straße kam. Jetzt war es bereits völlig dunkel, aber der Himmel war klar und voll funkelnder Sterne. Ein trockener, kalter Wind kam auf. Ja, er war sehr niedergeschlagen; und nun spürte er auch plötzlich, daß er heftigen Hunger hatte.

Langsam machte er sich auf den Weg, den Lichtern der Stadt entgegen. Früher, so erinnerte er sich, erkannte man des nachts die Städte schon von weitem an dem hellen Schein, der über ihnen lag; jetzt aber schienen ihm die Lichter der Stadt trübselig und verloren, und der Himmel über ihr war dunkel wie über dem ganzen Land.

Die Straße lag still; nur selten begegnete ihm ein Fahrzeug. Allmählich begannen die Gärten und ersten Häuser der Stadt. Die meisten Fenster waren mit Papp- und Brettern vernagelt, aber aus allen Ritzen kam Licht; jetzt waren sie wohl alle damit beschäftigt, Weihnachten zu feiern. Er ging weiter und gab sich Mühe, nicht an Weihnachten zu denken. Vor einem halberstörten Haus stand mit hellen Scheinwerfern ein amerikanischer Truck; es war eine Kneipe. Müdigkeit und das Bedürfnis nach Wärme und Licht und Menschen überwältigte ihn, und er trat ein.

Ein dichter Schwall von Ofenwärme und verbrauchter Luft kam ihm durch die Tür entgegen. Drinnen in dem niederen, matterleuchteten Raum saßen ungefähr zwei Dutzend Menschen. Auch ein paar Kinder waren da. Ein paar Leute hatten Teller vor sich und aßen etwas. Die Kellnerin mit vollgestelltem Tablett arbeitete sich stählerückend zwischen den Tischen hindurch. Ein dreibeiniger Bunkerofen mit einer rotglühenden Stelle stand mitten im Raum; das Ofenrohr war senkrecht hochgeführt und verlief an der Decke, von Dächern gehalten, nach hinten. Zwei amerikanische Negeroldaten lehnten mit einem Mädchen an der Theke. Ihre sauberen, braunen Wollstoffuniformen hatten frische Bügelfalten. Die Neger rauchten und tranken aus Spitzgläsern Schnaps; eine viereckige Flasche stand vor ihnen auf dem blechbeschlagenen Schanktisch. Das Mädchen war blond und trug einen roten Pullover.

Ein Adventskranz mit einer neuen roten Kerze schwebte über der Theke, aber er vermochte dem Raum nichts Weihnachtliches zu geben. Für alle diese Menschen galt Weihnachten nicht.

Lehnert setzte sich in der Nähe der Theke an einen Tisch, an dem ein Mann in einem abgenutzten, smokingartigen Rock saß. Hinter ihm an der Wand hing ein Militärmantel und ein mit Stricken verschnürter Christbaum.

Die Kellnerin kam mit dem leeren Tablett vorüber und bemerkte Lehnert.

„Was zu essen?“ fragte sie. „Deutsches Beefsteak mit Kraut.“

„Möchte schon“, sagte er. „Ich hab' aber keine Marken.“

„Dann nehmen Sie Stamm, Stampfkartoffeln. Was zu trinken?“

„Ich hab' auch außerdem kein Geld“, sagte Lehnert. „Bin schon zufrieden, wenn ich mich ein bißchen aufwärmen kann bei euch.“

Der Mann gegenüber hob den Kopf und legte die Zeitung beiseite. „Wenn ich was für Sie auslegen darf?“

„Ich kann es ja auch“, sagte die Kellnerin. „Bringen Sie einen Stamm“, sagte der Mann und faltete seine Zeitung zusammen. „Wär' noch schöner...“ Er war jetzt mit seiner Lektüre fertig und bereit, mit Lehnert ein Gespräch zu machen.

„Ich wer'n Beefsteak bringen“, sagte die Kellnerin. Es war eine Frau von vielleicht dreißig Jahren. „Weil heut' Weihnachten is.“ Sie verschwand hinter die Theke.

„Und 'nen Bier“, rief der Mann hinter ihr her. „Die kann 's machen“, meldete er dann zu Lehnert gewandt. „Bleibt immer was hängen.“

„Ich bin ganz neu hier“, sagte Lehnert. „Hab' rein alles vergessen, den ganzen Markenkrum.“

In der Nacht vor Heiligabend

Von Franz Josef Schneider

„Sie kommen aus der Gefangenschaft? Zu Weihnachten entlassen worden?“

„Gefangenschaft ja. Entlassen — nein“, sagte Lehnert. „Ich bin ausgerissen. Ich wollte Weihnachten zu Hause sein.“

Der Mann begann an sich herumzusuchen und brachte ein paar zerdrückte Zigaretten zum Vorschein. „Eine Weihnachtzigarette?“

„Ich hab' nur den Mund zum Rauchen mitgebracht“, sagte Lehnert. Der Mann gab Feuer und sie rauchten.

„Ich war auch gefangen. Beim Engländer. Bei mir ist alles tot, Frau und Eltern. Sie waren in Dresden.“ Er sagte: „Dräsd'n. Und warum bist du nicht daheim bei deinen Leuten?“

„Ich hab's nicht mehr geschafft. Bin vorhin vom Zug gesprungen und nun kann ich nicht mehr weiter. Es gehen auch keine Züge nach meinem Kaff.“

„Wo bist du her?“

Lehnert nannte das Städtchen. Der Mann kannte es. „Ist da viel passiert?“ fragte Lehnert. „Ich war in Italien und wir hatten keine Post.“

„Nicht besonders schlimm, glaube ich“, sagte der andere. „Aber wegen der lumpigen fünfzig Kilometer hier rumhocken zu müssen —“

Die Kellnerin kam. „Ein Beefsteak, ein Bier, 'n Guten.“ Sie stellte ihr Tablett balancierend, den Teller und ein Glas Bier auf den Tisch, und beim Darüberbeugen fühlte Lehnert einen Augenblick ihren dünnen Büsen an seinem Kopf.

„Sie sind eine edle Dame“, sagte Lehnert. „Keine Marken und kein Geld und so 'n schönes Büsen zu kriegen.“

„Jetzt nimm' er mich dafür auch noch auf 'n Arm“, sagte die Kellnerin zum Smoking.

„Mir ist was eingefallen“, sagte der zur Kellnerin. „Schick mir mal die Blonde her.“

„Die?“ Die Kellnerin wandte den Kopf zur Theke.

„Ja, sind ihre Mohren wieder auf Tour?“

„Scheint so.“

„Schick sie mal her, die Mohrenbraut.“

„Is gut.“ Sie ging, ihr Tablett auf der flachen Hand tragend.

Lehnert aß. Das Beefsteak machte zwei Büsen aus, aber was dabei war, konnte einem vielleicht das Gefühl geben, etwas im Magen zu haben. Jetzt einen Schnaps hinterher. Den Schnaps tranken die Neger. Lautes Gelächter kam von der Theke. Einer von den Soldaten schlug sich knallend auf die Schenkel. Das Mädchen kam lachend, eine Zigarette im roten Mund, zu den Männern an den Tisch.

„Hast du was für mich?“ fragte der Smoking. Er machte sicher Geschäft mit ihr.

„Nein, nichts zu machen heute“, sagte das Mädchen. „Die halten alles zurück wegen Weihnachten. Morgen vielleicht.“

Sie sah neugierig auf Lehnert. Von der Ferne hatte sie ganz hübsch ausgesehen; jetzt aber sah man an ihrer Haut und an der Art, wie sie an ihrer Zigarette rauchte, daß sie noch ziemlich jung war und eigentlich viel zu alt aussah für ihr Alter.

„Aber ich hab' was für dich. Diesen Mann sollen deine Mohren mitnehmen. Er kommt eben aus der Gefangenschaft, und wenn sie ihn mitnehmen, dann schafft er's noch und kommt noch heut' nach Haus.“

„Heut' noch nach Haus“, sagte Lehnert. „Aber ich kann kein Englisch.“

„Ich kann“, sagte das Mädchen großartig. „Ich wer's machen. Ich wer' mit ihnen reden; woll'n mal sehen.“ Sie ging zur Theke zurück zu den Soldaten und begann auf sie einzureden. Einer von ihnen wandte den Kopf und sah mit seinen großen weißdunklen Augen herüber zu den beiden. Er nickte vor sich hin. Der andere machte sich mit der Flasche zu schaffen.

„Mensch, jetzt hin zu ihnen“, sagte der Smoking. „Die nehmen dich mit.“

„Ich weiß nicht“, sagte Lehnert, aufgeregt, zögernd, weil er an seine Papiere dachte; aber dann gab er sich einen Ruck, stand auf und ging an die Theke. Der Neger sah ihn kommen. Auch der andere wandte sich um. Das Mädchen stand dabei und machte ein bedeutendes Gesicht.

„Prisoner“, sagte Lehnert und tippte sich mit dem Finger auf die Brust. „Nach Haus, plih.“ Der Neger nickte, machte eine Grimasse und sagte etwas zu dem andern.

„Das geht in Ordnung“, sagte die Blonde gönnerhaft. „Sie fahren gleich los.“ Sie klopfte dem Neger auf die Schulter und sagte etwas auf Englisch. Der zweite, der stillschweigend zugesehen hatte, zog eine Packung Zigaretten aus der Tasche und bot ihm wortlos eine an. Dann stellte er die drei Spitzgläser in eine Reihe und goß sie aus der Flasche voll. Das Mädchen sah, daß für Lehnert kein Glas da war und reichte ihm das ihre, und Lehnert goß sich den Schnaps mit einem Schwung hinunter. Das Zeug war von brennender Schärfe und nahm ihm einen Augenblick den Atem; und dann ging alles sehr rasch.

Draußen vor der Kneipe war es schneidend kalt. Die Soldaten standen noch einen Augenblick im Dunkeln bei der Blende, die gleich darauf verschwand; dann kletterten sie in das Führerhaus, Lehnert hinter ihnen her. Als sie gerade losfahren wollten, trat der Smoking aus der Tür; er hatte sein gefesselttes Büschen in der Hand.

„Nann, willst du mitfahren?“ fragte Lehnert durchs Fenster.

„Ich denk' nicht dran“, sagte der Mann. „Ich wollte dir das noch mitgeben.“ Er schwenkte das Büschen. „Kann doch nichts damit anfangen. Ich werf' es einfach hinten drauf.“

„Ich nehm' s gern“, sagte Lehnert. Der Mann warf das Büschen auf den Wagen. Mit einem irrinnigen Krach sprang der Motor an; gleich darauf fuhr er. — und vielen Dank auch, Kumpell!“, rief Lehnert sich aus der Tür beugend, zurück.

Sie fuhren den gleichen Weg zurück, den Lehnert zuvor gekommen war, zur Stadt hinaus. Ein eisiger Wind piff durch's offene Führerhaus. Aber einer von den Soldaten brachte eine Flasche zum Vorschein, und jedesmal, wenn die beiden getrunken hatten, nahm auch Lehnert einen kräftigen Schluck. Er war in kurzer Zeit betrunken.

Auch die Neger waren betrunken. Sie fuhren wie toll. Als die Flasche leer war, warfen sie sie aus dem Fenster und hatten sogleich zue sich Lehnert verschah, eine neue zur Hand. Mit jedem Schluck, den Lehnert aus der Flasche nahm, schwand auch bei ihm jedes Gefühl für Kälte und Hunger und Müdigkeit und schon nach kurzer Zeit geriet er in einen Zustand, der ihn diese Fahrt seltsam unwirklich erscheinen ließ; wie das Erlebnis eines anderen, den er mit schredlicher Aufmerksamkeit zu beobachten habe. Und doch war, würde das, was ihm am Ende dieser letzten Fahrt bevorstand, Wirklichkeit sein, eine Wirklichkeit, die für den Rest seines Lebens bestimmend war...

Sie fuhren durch eine stark zerstörte Stadt. Ein Ruck erschütterte den Wagen, der sie von der Bank zu schleudern drohte. Ein Loch in der Straße. Ein Bombenloch. Ein starker Verband feindlicher Kampfflugzeuge. Vielleicht haben die Bomben das ganze Kaff weggeblasen. Herr, eine Mauer um uns baue. Aber auch die Bomben kommen vom Herrn. Der Herr gibt und der Herr nimmt. Frieden auf Erden für einige, und der Rest soll sehen, wo er bleibt. Schmelzt den Christbaum vom Wagen. Vielleicht sind sie alle tot, und Weihnachten ist ein komisches Fest. Es war nicht erquicklich an diese Sachen zu denken... Trinken war eine bessere Kurzwel, und die Neger wußten besser, was nützlich war. Sie schwangen ihre Flasche, die nicht leer zu werden schien, und balgten sich drum wer dran war; mit weißen Zähnen grinsend reichten sie ihm die Flasche, selbst schon betrunken, und in rasender Fahrt mit dem donnernden Truck durch die Straßen fahrend, immer gerade noch dicht an den Trümmerhaufen

vorbei durch die Engpässe und verschütteten Straßen, der Motor aufheulend, wenn es in die Gerade ging, und die Männer vor Angst und Besoffenheit und weiß Gott was laut losbrüllend, wenn es immer gerade noch durch die schmalen Lücken hindurch zwischen den Trümmerhaufen in die Kurve ging, und Lehnert nahm jedesmal die Flasche und trank, und trank, wissend, daß er bald sinnlos sein würde, und daß das, was ihm nun gleich geschehen würde, nicht so war, daß man es betrunken erleben sollte, gleich, was sein würde, und daß es außerdem etwas anderes war, sich mit Negern zu betrinken; aber dann ersahen ihm wieder alles gleichgültig und er machte sich auch nichts draus, daß die Neger andere Menschen waren als er und Amerikaner, und wenn er auch das erstmal mit Schwarzen zu tun hatte, so waren sie doch famose Kerle, die ganz gewiß auch etwas gegen ihre Feldweibel und Offiziere hatten, und es war überhaupt Unsinn, weshalb das Schwarze und das Amerikanische etwas ausmachen sollte, wenn sie im übrigen famose Kerle waren. Wie herrlich, mit ihnen Schnaps saufend, rasend schnell nach Hause zu fahren, nach Haus, betrunken zwar und der Sinne nicht mehr ganz mächtig, aber doch besessen vom Nachhausefahren und immerzu ganz klar den Wunsch in sich verspürend, diesen Zustand festhalten zu können, dieses Gefühl zu genießen: Trinken, wenn durch Trinken die Stunden zu Augenblicken wurden, nach denen alles, alles vorüber war... Das Lager war vorüber, Bologna und Kreuznach, und der Krieg aus und dieses rasende Fahren durch die kalte unsinnige Nacht bald vorbei, und wenn sie nur das schöne Deutschland nicht so zugerichtet hätten... aber jetzt waren wenigstens die Nazis beim Teufel und es gab keine Bomben mehr auf die zu Haus und keine Angst mehr und der Krieg aus und niemals mehr mit rasendem Herzschlag auf die erste Granate warten müssen und niemals mehr mit bleiern Füßen und trockenem Gaumen nach vorne stolpern müssen und niemals mehr die hohlsausenden Nächte im nasen Loch hocken müssen...

Der starke Wagen flog, ohne seine Geschwindigkeit zu mindern, gerade einen steilen Hang hinauf, als Lehnert die Heimat erkannte. Droben auf der Höhe zwischen Weiden und Pappeln eine Ziegelei; die Hallen und Gebäude standen noch, aber der hohe Schornstein war verschwunden. Dann wieder Felder und Wiesen; ein Waldstück. Der Wald existierte nicht mehr. Die neuen Häuser inmitten der Obstgärten; Ruinen im Mondlicht. Am Eingang zur Marktstraße: Ruinen, eingestürzte Dächer, die Kirche stand wie ehemals. Auch der Markt mit seinen alten spitzgebelligen Häuschen lag wie einst. Die alten Gassen noch. Glanz und Licht aus vielen Fenstern...

Lehnerts Haus lag dicht an der großen Verkehrsstraße in einer schmalen Seitengasse. Er



ZEICHNUNG VON HEINZ MAGNUS

„Er stand schwankend vor Türschwelle unter der Tür und versuchte die Arme auszubringen. Die Frau floh ihm entgegen, schluchzend. „Ich wußte es ja, daß du heimkommst“, sagte sie.“ (Aus der Novelle: „In der Nacht vor Heiligabend“, von Franz Josef Schneider.)

packte den Fahrer am Arm. Der Mann sah ihn an und verstand. Sie rollten langsam die breite Straße entlang. Keine Ruinen. Schon von der Straße aus sah Lehnert, daß das Haus noch stand. Auch die Fenster hell; der Mond spiegelte sich in den Scheiben. Ich will überraschend kommen und einfach dasein, vermochte er gerade noch zu denken. Der Fahrer versuchte, in die Gasse einzubiegen, aber es ging nicht gleich, und während er noch mit Vorwärts und Rückwärts den Wagen durch die schmale Einfahrt hindurchzubringen versuchte, sah Lehnert, wie droben im Haus ein Fenster hell wurde. Er riß den Schlag auf, sprang vom fahrenden Truck und lief taumelnd die Gasse hinein, zur Treppe, die alten, abgetretenen Steinplatten hinauf, und war gerade oben, als die Tür aufging. Eine weiße Gestalt im Dunkeln.

„Ich bin es“, sagte Lehnert leise, völlig erschöpft. „Ich bin so betrunken.“

Er stand schwankend vor Trunkenheit unter der Tür und versuchte die Arme auszubreiten. Die Frau flog ihm entgegen, schluchzend.

„Ich wußte es ja“, sagte die Frau. Sie küßten sich nicht. „Ich wußte es ja. Ich wußte, daß du wiederkommst. Ich wachte auf und wußte, daß du da bist.“

Er fühlte Wärme, die von ihr ausging. Sie hatte nur ein Nachthemd an. Ihr weißer, weicher Arm umfing den schweißigen dreckigen Nacken. Die Neger schauten von irgendwoher mit ihren weißen Augen zu.

„Ach“, sagte die Frau. Sie fror nicht mal. „So mager bist du mir geworden.“ Sie fuhr ihm über das stoppelbedeckte Gesicht. „Mein Mann.“

„Zwei Amis haben mich mitgenommen, zwei Neger. Gute Kerle —“, es würgte ihm im Hals. Er war wirklich so betrunken, daß ihm das Sprechen Schwierigkeiten machte, und er mußte sich Mühe geben, um die Worte richtig zu formen.

„Der Krieg aus und alles vorüber. Du am Leben. Wo ist der Junge?“

„Droben“, sagte die Frau. „Er schläft. Er ist ein hübscher und braver Junge. Er kennt dich durch mich, und er hat immer auf dich gewartet.“ „Nicht wecken“, sagte Lehnert, „bloß sehen.“

„Wir sind nicht aufgeblieben, weil's sonst so traurig geworden wäre“, sagte die Frau. „Wir haben auch keinen Baum —“

„Ich hab' einen“, sagte Lehnert.

Er trat an den Truck und zog das Bäumchen vom Wagen. Es blieb irgendwo hängen und knackend zerbrach ein Ast.

„Macht nichts“, sagte Lehnert, „muß ihn ohnedies kleiner machen.“ Der Neger grinste und ging nach vorn; sie wollten weiter. Lehnert winkte der Frau, die immer noch unter der Tür stand, und ging, das Bäumchen unter dem Arm, zum Führerhaus. Er steckte den Kopf ins Führerhaus und sagte ein paar Sätze, die im Motorengeräusch untergingen. Die Neger zeigten ihr Gebiß und schüttelten ihm, etwas verlegen, weil er ein Deutscher war, die Hand, dann fuhren sie los. Die Frau erwartete ihn unter der Tür.

„Ein Bäumchen —“, ihre Stimme klang etwas verändert; vielleicht weinte sie ein bißchen. „Wir wollen ihn doch lieber wecken“, sagte Lehnert und zog die Tür hinter sich zu. „Wir richten es schnell ein bißchen her.“ „Das alles ist wie ein Wunder“, sagte die Frau.

„Daß wir alles überstanden haben. Diese schrecklich langen Jahre...“

„Ja“, sagte Lehnert. „Das ist wie ein Wunder. Wir haben ein neues Leben vor uns“, und sie schlossen die Tür hinter sich.

Aus dem in diesen Tagen erschienenen ungeschminkten Nevelnroman „Kind unserer Zeit“, deutsche Stories von Franz Joseph Schaefer, Verlag von Walter Bau, Darmstadt/Albfeld und Heidelberg. Wir geben die Novelle in Auszug wieder.

Unsere Mutter

Von Hanns Arens

Nichts auf dieser Welt hat für uns mehr Bedeutung, nichts ist für unser eigenes Leben im tiefsten und letzten Grunde so entscheidend und bestimmend, wie die Mutter. Nichts auch will uns so selbstverständlich erscheinen, weil wir uns unser Dasein überhaupt nicht denken können ohne dieses bebildende Bewußtsein, eine Mutter zu besitzen. Das erste Wort, das wir sprachen, heißt Mutter. Schon bevor wir die kleine Gewalt über dieses Wort hatten, wußten wir um die Zugehörigkeit, wußten wir um den schicksalhaften Sinn, der uns erst voll und ganz sich erschloß, je tiefer und nachhaltiger wir ins eigene Leben schritten. Eine Welt, unausdenkbar und unausschöpfbar, kreist um das Wort Mutter, wie um jenes andere, um das Wort Liebe und auch um das große und geheimnisvolle Wort Treue. Mutter: jedem von uns bedeutet sie das Höchste und Erhabenste, das Unverlierbare. Diesen Menschen, der am Tor zur Welt uns zuerst grüßte, um uns dann eine lange und oft mühselige Strecke ins Leben zu begleiten, lieben wir mit der ganzen Tiefe unseres Gefühls. Unerschütterlich ist ihre Treue und Güte, ist ihre Liebe und der Glaube, den sie uns immer und zu jeder Stunde unseres Lebens entgegenbringen. Und nichts ist so selbstlos wie die Liebe der Mutter zum Kinde, ohne Wertes auf Dankbarkeit oder Lohn und Anerkennung. Es ist so, wie es Adalbert Stifter sagt: „Das Mutterherz ist der schönste und unverlierbarste Platz des Sohnes, selbst wenn er schon graue Haare trägt und jeder hat im ganzen Weltall nur ein solches.“



VERKÜNDIGUNG, HOLZSCHNITT VON H. LORTZ, DARMSTADT

Weihnachtsbrief aus der Kriegsgefangenschaft

Mitgeteilt von Hermann Schlagintweit

Leber Freund! Wie sehr ist doch der Sinn des Festes bei vielen Menschen herabgezogen auf die gleiche triviale Ebene ihrer sonstigen Vergnügungen. Dies „Siehe, ich verkündige Euch große Freude“ haben sie gehört und es hat ihnen genügt, denn sie haben verlernt, nach dem Grund zu fragen und nach Bethlehem zu gehen. Die Feste werden gefeiert, wie sie fallen, das aber heißt: grundlos. Was nützt es, daß gerade im Kriege noch dies beachtet, ja gebetet wurde: „Friede auf Erden!“ Erschöpft sich denn darin die Weihnachtsbotschaft? — ... denn Euch ist heute der Heiland geboren — hier ist der Grund zur Freude! Das andere heißt: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ Nun erst ist die Weihnachtsbotschaft vollkommen, hat Sinn und Wirklichkeit. Gerade in unserer Zeit der Not, in der ernste Männer und Spekulanten unfähig einem autonomen Schicksal gegenüberstehen, wird die Beschränktheit unserer leiblichen Sphäre deutlicher denn je. Daß es ein Jenseits gibt, ein Jenseits der Grenze unseres Bereichs, können wir heute leichter erkennen als in unseren guten Tagen, und daß uns dieses jenseitige allenthalben umgibt und wir hilflos und klein darin treiben, wie eine Flaschenpost im Ozean, die nicht wissen kann, wann und wo ihre Aufgabe erfüllt sein, ihr Inhalt gelesen werden wird.

Wenn Du leidvoll, ratlos, verzweifelt dem Unbegreiflichen gegenüber stehst, dann wirst Du vielleicht fähig sein, das Wunder zu schauen, das sich auch Dir offenbart in der Menschwerdung des Jenseitigen, oder richtiger gesagt, des wahrhaften Seins, also Gottes. Und so wirst auch Du wieder fähig werden, Dich zu freuen, denn es ist wahrlich Grund genug zur Freude, gibt Dir doch dieses Ereignis, wenn Du willig bist zu sehen, die Möglichkeit, Sicherheit vor dem wechselnden Geschehen der Tage zu gewinnen und Geborgenheit in dem Strom, der Dich umgibt und an den Ort Deiner Erfüllung führt...

Weihnachten feiern wir aus unserer (eingestanden oder bestrittenen) Nähe zu christlicher Religion und Ueberlieferung, aus den Wundern und Seligkeiten eines göttigen Kinderglaubens heraus... (Es ist wohl nir-

gends gelungen, eine germanische Sonnenwende daraus zu machen, und wo schon früher bündische Gruppen Sonnenwende gefeiert hatten, war das etwas anderes neben dem Weihnachtsfest.) Wir feiern Weihnachten nicht als ein Fest äußerlicher Freude, das eben jetzt fällig wäre. Es ist für uns alle immer noch das Fest der Liebe, das Fest der innigen Gemeinschaft und Verbundenheit — in der Familie, der Freundschaft. So ist es auch jetzt in der Notzeit das Fest innerer Freude, und für die liebsten Menschen haben wir ein Geschenk, auch wenn wir arm und die Läden leer sind, und schenken und beschenkt werden macht uns froh.

Ja, aus dieser Geborgenheit läßt es sich leben und läßt sich eine Erfüllung des Lebens finden. Wer sie hat, hat sein Weihnachtsfest. Aber für viele von uns ist diese Menschwerdung Gottes, die Erlösung durch den Tod des Gekreuzigten und der Glaube an ein jenseitiges Leben nicht mehr der Lebensgrund, die Sinngebung des Daseins? Denn wenn ich an Christus glaube, so heißt das doch nicht, daß ich nur seine Lehren anerkenne, sondern daß ich seinen für mich erlittenen Kreuzestod als Möglichkeit meiner Erlösung annehme.

Weil Weihnachten das Fest der innigen, der echten Gemeinschaft ist, kann gerade da die nur äußerliche als solche erkennbar werden. Aus dieser Erfahrung heraus schrieb einmal ein junger Mensch die Verse:

Die hell'ge Nacht kam auf die Erde nieder
und viele Junge sangen alte Lieder.
Doch einer ging hinaus. Es hielt ihn nicht
Der feierliche, ungewohnte Schein
Auf seiner Eltern nahem Angesicht,
Ihn hielt nicht Frömmigkeit, noch Baum, noch Licht,
Er lief in eine schwarze Nacht hinein
Und war allein, so grenzenlos allein.
Die Straßen waren lang und kalt und tot,
Durch die er ging. Er fühlte sich sehr klein
Und fühlte groß und drängend in sich Not,
Die ihn von allen hellen Fenstern trieb...
Als er den Brückenbogen überschritt,
Durch den das schnelle schwarze Wasser glitt
Das lautlos Wellen schlug und Schaum — da blieb
Ihm alles das zurück, was ihm einst lieb.
Da er dann weiter ging, nahm er nichts mit
Als seine Not, die er so drängend litt,
Und seine Sehnsucht, die ihn gehen ließ
Und die den Suchenden nicht ruhen ließ,
Eh er nicht seinen Gott fand und sein Leben.

Weihnachten — das Fest der Innigen, echten Gemeinschaft, in der wir leben und in der wir froh sein können. Damit ist es in unserer Zeit auch der Tag des Schmerzes und der Trauer, an dem wir derer gedenken, die von uns gegangen sind, und an dem es diejenigen am schwersten haben, die all' die ihren verloren, oder die, von allen getrennt, einsam leben müssen. Wir wollen überlegen, wie wir einen solchen einsamen Menschen mit einem guten Wort und einer Gabe erreichen können. Wir wollen denen nahe sein, die sonst allein stehen.

Das Herz im Vogel

Von Kurt Kusenberg

Ein deutsches Märchen berichtet von einem Riesen, dessen Herz nicht in der eigenen Brust ruht, sondern in einem kleinen Vogel. Wer das Vögelchen einfängt, hat den Riesen in der Hand; wer es erwürgt, tötet auch ihn. In dem Märchen erscheint der Riese als böser Mann und wird vom Helden auf die besagte Art umgebracht. Als Kind schon habe ich das nicht billigen können; der Riese in seiner Verwundbarkeit tat mir leid, und das listige Vorgehen des Helden deuchte mir wenig heldisch. Heute meine ich, man könne für die Liebe kein besseres Sinnbild finden als jenes: Daß des Liebenden Herz in der Brust des geliebten Wesens wohnt, daß es mit ihm lebt und mit ihm stirbt. Im Märchen ist der Vogel der Lebensträger des Riesen. Dieser kann nur hoffen, daß sein Geheimnis unentdeckt bleibt, muß aber zu jeder Stunde damit rechnen, daß jemand die einsame Waldhütte aufspürt, in welcher der Vogel verborgen ist, sich des Tieres bemächtigt und dadurch — wissentlich oder nichtwissend — schicksalhafte Gewalt über ihn erlangt. Es ist schon viel darüber gestritten worden, ob die Liebe zu einer Frau jemals so rein sein könne wie die zu einem Kinde. Ganz gewiß kann sie es sein, und den Probestein kennen wir nun: Er steckt in der Frage, ob das geliebte Wesen unser Lebensträger ist oder nicht.

Singt sie nicht...

Von Max Geisenhögner

Singt sie nicht, die alten Weisen,
denn es brennen Stall und Krippe,
Auf Marias bleicher Lippe
ist das Wiegenlied verstummt.

Und der Hirte auf dem Felde
angstvoll steht er bei den Lämmern,
ahneht einer Welt Verdämmern,
der die Engst einst erschienen.

Und er sinkt in seine Kniee:
Gott, warum bist du so ferne,
kalt und ewig wie die Sterne,
rette, was Dir nahe war!

„Nein!“ umbraust ihn eine Stimme
„laß sie brennen, Stall und Krippe,
auf der Menschen harter Lippe
ist das holde Lied verstummt.“

Singen sie die alten Weisen,
Soll's wie Schwerter sie durchbohren,
denn sie haben mich verloren —
und ich suche sie nicht mehr.

Vor dir, aller Hirte, hebe
sich der Stall verjüngt nach oben,
unzerstörbar mich zu loben,
morgenwolkenart umrandet.

Sie jedoch sind keine Hirtin,
Kampf um mich ihr ganzes Leben,
Und kein Friede wird gegeben,
bis mein Bild sich neu erfüllt!“

Aus dem Stall klagt eine Stimme:
Ach... ich habe sie verloren —
immer werd' ich neu geboren,
Und ich suche ewiglich!